

Vor neun Jahren sah der Schneider Kuku Arora zum ersten Mal das Licht. Es schien auf ihn zu warten, verborgen im Windfang seines Ateliers, tief im Süden Neu-Delhis. Dort kauerte es im Staub: ein kleines, schwarzhäufiges Mädchen. Sie hieß Roshni, das bedeutet Licht, und ihr linker Arm war nur ein verkümmertes Stummel. Aus großen dunklen Augen sah sie Kuku an. Sie musste etwa so alt sein wie Kukus Sohn Kabir, noch keine drei Jahre. Der Schneider gab ihr eine Kleinigkeit zu essen.

Am nächsten Morgen saß Roshni wieder da. Große, offene Augen, verfilzte Haare, dreckige Kleider. Still, ohne ein Wort zu sagen, wartete sie auf den Schneidermeister und seine Frau Priti – und das, was die beiden ihr mitbrachten. Sie blieb nicht allein. Erst waren es drei, vier, dann bald sieben oder acht Kinder, die sich vor Kukus Werkstatt rumtrieben. Roshni war die Kleinste.

Als sie eines Morgens fehlt, gehen Kuku und Priti auf die Suche. Sie streifen durch die staubigen Gassen ihres Viertels Saidulajab, sie durchforsten den Garten der fünf Sinne, einen angrenzenden Park, und die anschließenden armseligen Behausungen. Sie kämpfen sich über die Mehrauli-Badar-

Früher war ich Vater von zwei Kindern – heute habe ich 146

pur-Straße vor, eine sechsspürige Asphalt-Schneise, auf der sich oft zehn Fahrzeuge gleichzeitig aneinander vorbeiquälen. Auf der anderen Seite werden sie fündig. Roshni sitzt dort am großen PVR-Kino. Ein guter Platz für einen Bettler. Dafür hatte die Zweijährige Tag für Tag die Schnellstraße überquert – alleine.

Die Aroras fassen einen Entschluss. Sie wollen dem Mädchen helfen. Dieser Entschluss verändert nicht nur Roshnis Leben komplett. Sie folgen ihr zu ihren Eltern und überzeugen diese, ihnen das Kind tagsüber anzuvertrauen, um es zu pflegen und auszubilden. Am kommenden Tag beginnen sie ihre neue Aufgabe. Aber Roshni kommt nicht alleine. Die lebhaft Diskussion mit ihren Eltern, auf offener Straße mitten im Elendsviertel, konnte nicht unbemerkt bleiben. Das „Sunshine Project“ startet mit 17 Kindern.

„Hätte uns damals jemand vorhergesagt, wie groß unser Projekt wird, hätten wir es vor lauter Angst wahrscheinlich nicht gewagt“, sagt Kuku Arora heute. Es ist keine leichte Aufgabe, die sich der Schneider und seine Frau ausgesucht haben. Oder die sich die Aroras ausgesucht hat, wer weiß das schon. Kuku ist Hindu, für ihn sind die Wege des Schicksals unergründlich, jede Entscheidung kann richtig oder falsch sein, die Zukunft wird es zeigen.

Kuku und Priti haben sich entschieden. Heute, neun Jahre nach dem Start des Projektes, geht der Schneidermeister die paar Schritte von seinem Atelier im ersten Stock über den Flur in den großen angemieteten Raum nebenan. Dort sitzen fast 80 Kinder und starren in Richtung Tür. Knapp neben ihr steht der Fernseher, ein Trickfilm läuft mit kreischend lautem Ton. „Früher war ich Vater von zwei Kindern – heute habe ich zwei ei-

gene und 146 adoptierte“, sagt Kuku. „Zum Glück kommen sie mich nicht alle auf einmal besuchen!“

Jetzt, in der Weihnachtszeit, hat er ohnehin wenig Zeit, sich selbst um sie zu kümmern. Da müssen vor allem die sechs Lehrer ran, die versuchen, die Kinder auf ihre jeweiligen Schulen vorzubereiten. Kuku muss Geld verdienen nebenan im Atelier.

Er hat sich über die Jahre eine Position erarbeitet, ist so etwas wie der Schneider der deutschen Gemeinde in Delhi. Auch für den Hindu bedeutet der Advent deshalb Stress. Die Wünsche der Kunden sind zahlreich und vielfältig. „Ich bräuchte 30 kleine Säckchen mit so einer Weihnachts-Stickerei drauf, also Tannenzweige und vielleicht ein Stern“, fragt eine deutsche Kundin im Atelier an. „Schafft ihr das vor Weihnachten?“ Kuku prüft kurz das Muster-Säckchen, lächelt sie dann an: „Kein Problem. 35 Rupien pro Stück.“ Das sind keine 50 Cent.

Nicht nur der Schneider freut sich auf die Weihnachtszeit. Auch jedes seiner Kinder zählt die Tage bis zum Fest – mit Adventskalendern eines deutschen Discounters. Egal, ob Hindu oder Muslim. Christ ist gerade mal einer der 146 Jugendlichen. „Unser eigenes Christkind“, lacht Kuku. Rund die eine Hälfte der Kleinen sind Hindus, die andere Hälfte Muslime. „Einen Sikh haben wir auch unter den Kindern“, sagt Kuku, „wir sind fast so vielfältig wie Indien.“

Und dieses kleine Abbild des Riesenstaates feiert Weihnachten zusammen, während sich im Lande Muslime und Hindus im Abstand von Monaten immer wieder blutige Scharmützel liefern. Mal geht es um einen Tempel, mal um die Vorherrschaft in einem Viertel, immer geht es ums Recht. „Unsere Kinder haben genug Probleme in ihrem Leben“, sagt Kuku, „da lassen wir diese unsinnigen religiösen Probleme lieber vor der Tür.“

Das zeigt er auch in seiner Arbeit: Sein wichtigster Geschäftspartner Master Ansari ist als Haupt-Schneider Herr der Werkstatt – und gläubiger Muslim. Doch religiöse Überzeugungen lassen sich in einem von Glauben durchdrungenem Land nicht so einfach aussperren. Denn die Kinder sind nur von morgens bis zum frühen Abend in den Räumen des Horts. Über Nacht kehren sie zurück zu ihren Familien, in improvisierten Behausungen, Elends-Hütten ohne Wasser oder oft genug auf die Straße, unter den notdürftigen

Wer als Bettler geboren wurde, kann sich diesem Schicksal nicht entziehen

Schutz einer Zeltplane. Und sie kehren zurück zu den Glaubenssätzen ihrer Eltern.

„Die Menschen hier sind oft sehr stark in ihren Überzeugungen verfangen“, sagt Priti Arora. Da sind die hinduistischen Familien, eingemauert in die Welt der sozialen Kasten, die über so vieles in Indien bestimmen. Sie können dem Glauben der Aroras an die Möglichkeiten ihrer Kinder kaum Vertrauen schenken. „Wer als Bettler geboren ist, der kann sich nicht durch eigene Kraft diesem Schicksal entziehen, sagen sie“, berichtet Kuku. Und oft genug fehlt den Familien Geld, wenn ein Kind in der Schule statt auf der Straße ist.



Die Mehrauli-Badarpur-Straße überquerte die zweijährige Roshni täglich auf dem Weg zum Betteln.



Beim Fernsehen am Nachmittag können große und kleine Kinder entspannen.

Ein tapferer Schneider

Kuku Arora hat 146 Straßenkindern in Delhi ein Heim geschaffen – Dort feiern sie Weihnachten – Hindus, Muslims und ein Christ

VON JÖRG WAGNER



Mit Roshni fing alles an: Das Schicksal des Mädchens inspirierte den Schneider Kuku Arora zu seinem Hilfsprojekt.

BILDER: UTA RADEMACHER

Doch mittlerweile siegen oft die Fakten: Fast 50 der Sonnenschein-Kinder haben es auf die besonders anspruchsvollen privaten „Public Schools“ geschafft. Dorthin sollte auch die begabte Tochter einer muslimischen Familie gehen, erzählt Kuku. Doch auch hier stand die Religion im Weg – wochenlang. „Hätte Allah gewollt, dass meine Tochter gelehrt wird, hätte er sie als Kind einer reichen Familie auf die Welt gebracht“, beharrte der Vater. Beim siebten Besuch konterte Kuku: „Wenn Allah dein Kind nicht auf dieser Schule haben möchte, warum lässt er mich dann immer wieder zu dir kommen?“ Der Schneider hatte gewonnen.

Es ist eine humanistisch geprägte Gemeinschaft, die die Aroras geschaffen haben, geeint durch

Den eigenen Geburtstag kennt kaum eines der Kinder

den Glauben an Bildung. Darin ist Platz für den Weihnachtsbaum, der einen der Horträume schmückt, und auch für die Adventskalender aus Deutschland. Darin ist aber auch Platz für muslimische Feiertage und das große Hindu-Fest Diwali, das in jedem Herbst Delhi nächtelang in ein Lichtermeer verwandelt. „Und einmal im Jahr feiern wir noch mit allen Geburtstagen“, sagt Kuku. Die Aroras haben den 24. August ausgewählt, den Tag, als ihr Sohn Kabir auf die Welt kam. Den eigenen Geburtstag kennt ohnehin fast keines der Kinder im Hort.

„Wir versuchen hier eigentlich nur zwei Dinge“, sagt die Deutsche Julia Hillebrecht, seit 2008 eine der treibenden Kräfte des Projekts. „Die erste Priorität liegt darin, eine möglichst glückliche Kindheit zu bieten. Die zweite liegt in einer guten Ausbildung, damit die Kinder raus können aus dem Teufelskreis.“ Wer nichts gelernt hat, muss betteln. Wer möglichst elend aussieht, ist beim Betteln erfolgreicher. Das ist die zynische Logik der Straße, die nicht nur in Delhi oft genug zu Verwahrlosung, Missbrauch und sogar Verstümmelung von Kindern führt.

Hillebrecht, die vor drei Jahren mit ihrem Mann nach Delhi gezogen ist, hat dem bis 2008 nur durch die begrenzten Mittel der Aroras und Gelegenheits-Spender getragenen Projekt eine sicherere finanzielle Basis verschafft. Die Flugbegleiterin fand Paten für die Kinder über ihr privates Netzwerk, und sie gewann ihren Arbeitgeber Lufthansa als Sponsor.

Vor rund zwei Wochen hat sie mit erreicht, dass die Sunshine-Kids offiziell als wohltätige Nichtregierungs-Organisation anerkannt werden. Der neue Status bietet mehr Schutz gegen die unbezwingbare Korruption in Indien. „Früher konnte es immer wieder vorkommen, dass ein Polizist zum Projekt kam, die Räume mit strengem Blick musterte und sagte, oh, hier handelt es sich um Kinderarbeit“, sagt Hillebrecht. „Dann ließen sich Schritte gegen das Projekt nur durch eine „Geldbuße“ verhindern – natürlich in bar.“ Mit dem NGO-Statut sei man vor solchen Attacken nun gefeit.

Doch ihr schönster Tag in diesem Jahr war nicht der Sieg im indischen Papierkrieg. Es war die Geburtstagsfeier der Kinder im August.

Es war der Tag, als ihr Patenkind Roshni, der Ursprung des Sunshine-Projekts, sie plötzlich, nach drei Jahren langsamer Annäherung, an der Hand fasste, zu sich herunterzog und küsste. „Bis dahin war Roshni immer scheu hoch zehn gewesen“, sagt Hillebrecht. Nun wird sie von einem strahlenden Licht empfangen, jedes Mal, wenn sie das Haus des Schneiders Kuku und seiner Kinder betritt.

Privates Projekt im Millionen-Moloch

Das Sunshine-Projekt ist ein privates Hilfsprojekt für Straßenkinder im indischen Delhi. Die Metropole mit elf Millionen Einwohnern umfasst mit Neu-Delhi den indischen Hauptstadt-Distrikt. Das Projekt hat mit 146 Kindern seine Kapazitätsgrenzen erreicht.

Vor allem dank der erfolgreichen Vermittlung nach Deutschland wurden für alle Kinder Paten gefunden. Die hohen Kosten für Schulgeld und Materialien machen den Organisatoren aber noch zu schaffen. www.sunshineproject-delhi.org